Urtenen-Schönbühl einst und jetzt

Das Bäckerhandwerk

Ein Gespräch mit Edi Flükiger, geboren 1921, vom 12. März 2013 mit Max Mathys

Seit 60 Jahren wohne ich nun hier an der Lyssstrasse in Urtenen-Schönbühl in meinem Haus. Als Kind wuchs ich in Jegenstorf auf und besuchte dort auch die Primar- und Sekundarschule. Wir wohnten damals direkt neben dem Schulhaus. Auch die Kinder aus Urtenen und Schönbühl kamen ab der fünften Klasse in die Sekundarschule nach Jegenstorf. Die umliegenden Gemeinden ohne Se-kundarschule durften hier eine gewisse Anzahl Kinder in den Unterricht schicken. Später aber, als die Bevölkerung in Urtenen-Schönbühl zunahm, wurden die Platzverhältnisse im alten Schulhaus von Jegenstorf zusehends knapp. Dies führte zu grossen Klassen mit bis zu 30 Kindern und mehr. Daher gründete Urtenen-Schönbühl zusammen mit Moosseedorf und Mattstetten 1969 einen eigenen Sekundarschulverband.

Nach der Schulzeit begann ich eine Lehre in Moosseedorf beim Bäckermeister Uhlmann. Wie es damals üblich war, bezog ich Kost und Logis beim Lehrmeister. Jeweils an einem Nachmittag in der Woche hatte ich Unterricht an der Gewerbeschule Burgdorf. Im Sommer war der Schulweg problemlos mit dem Velo zu bewältigen.

Fuhrwerk zum Ausliefern der Backwaren

Im Winter hätte der Zug zwei Franken gekostet, aber wenn man kein Geld hatte, musste man eben trotzdem mit dem Velo fahren. Weil ich erst am Nachmittag Unterricht hatte, waren die Strassen über den Mittag noch einigermassen mit dem Velo zu befahren. Am Abend aber, bei der Heimkehr, wurde es schwierig. Die Strassen waren nirgends richtig vom Schnee geräumt. Zwischen Lyssach und Hindelbank musste ich das Fahrrad meistens durch den Schnee und die Verwehungen stossen.

Es gab nur zwei bis drei Spuren von den wenigen Autos, die damals unterwegs waren. So benötigte ich bis Hindelbank eine gute Stunde. Bis Moosseedorf waren die Strassenverhältnisse etwas besser und ich konnte wieder auf mein Fahrrad steigen.

Bäckermeister Friedrich Uhlmann und Sohn

Die ehemalige Bäckerei Uhlmann in Moosseedorf

Als der Weltkrieg ausbrach, war ich im zweiten Lehrjahr. Wir Jungen leisteten damals gerne Militärdienst. Manche hatten sogar ein Gesuch gestellt, um ein Jahr früher in die Rekrutenschule eingezogen zu werden. Bei den langen Arbeitszeiten hatte man wenig Freizeit und so hätte sich der Militärdienst als willkommene Abwechslung angeboten. Das kam für mich aber nicht in Frage, ich musste erst meine Lehre beenden. 1941 bin ich dann in die Rekrutenschule eingerückt und habe anschliessend auch Aktivdienst geleistet.

Es gab zu dieser Zeit auch internierte französische Soldaten. Ein Bäcker arbeitete tagsüber bei uns, abends mussten alle Internierten zurück in die Unterkunft, die vom Militär bewacht wurde. Als er und zwei weitere Franzosen beschlossen, heimlich die Schweiz zu verlassen und zu ihren Familien zurückzukehren, half ich ihnen mit zivilen Kleidern aus und gab ihnen den Rat, möglichst rasch gegen Biel ins französisch sprechende Gebiet zu fliehen. Die Flucht gelang ihnen auch, aber es kam aus, dass ich ihnen behilflich gewesen war. Passiert ist jedoch weiter nichts, ich blieb unbehelligt. Während des Krieges musste ich nie hungern, ich war ja gewissermassen an der Quelle. Doch es gab auch Leute, die nur wenig Geld hatten, um sich Lebensmittel zu kaufen und deshalb Hunger litten. Da kam es immer wieder vor, dass sich Einbrecher in die Keller der Bauernhäuser einschlichen und Nahrungsmittel entwendeten. Mein Bäckermeister

war Gemeindepräsident. Er sorgte dafür, dass die Gemeinde insgeheim Wachen aufbot, die sich im Dorf in verschiedenen Häusern versteckt hielten und aufpassten. Ich wurde während mehreren Nächten gemeinsam mit andern auch zum Wachtdienst aufgeboten. Die Diebstähle gingen etwas zurück, bis der Briefträger die geheim gehaltene Überwachung ausplauderte.
Einen grossen Unterschied im Vergleich zu heute gab es bei den Arbeitszeiten. 48 Stunden pro Wochen standen damals im Arbeitsvertrag, aber in Wirklichkeit arbeitete ich hundert und mehr Stunden die Woche. Zum Teil war es mehr eine Präsenzzeit, man musste tagsüber einfach im Betrieb anwesend sein. Wenn am Nachmittag noch etwas bestellt wurde, ging's erneut ans Backen. Bäcker, Käser und Metzger bekamen Kost und Logis beim Meister. Daneben gab es noch etwas Lohn, oder besser gesagt, ein Taschengeld. Ich war noch recht gut gestellt: Anfänglich erhielt ich während der Lehre gar nichts, später 10 und im letzten Halbjahr 50 Franken im Monat. Das kann man mit heute einfach nicht mehr vergleichen. Das Arbeitstempo dagegen war früher eindeutig besser. Man hat zwar länger gearbeitet, aber viel gemächlicher. Es gab kaum Stress. In Moosseedorf begann meine Arbeitszeit zwischen vier und fünf Uhr morgens, das Brot konnte man auch während des Tages backen, da es erst nach zwei Tagen verkauft werden durfte. Bis am Abend stand man im Betrieb und ich hätte zum Beispiel um Erlaubnis fragen müssen, um den Turnverein besuchen zu können. Doch dann kam der militärische Vorunterricht und da musste mich der Meister gehen lassen, für den Turnverein hätte ich nie eine Erlaubnis erhalten. Und abends um zehn Uhr musste ich im Bett sein.
Nach Moosseedorf arbeitete ich später auch in Windisch und von 1946 bis Ende 1952 bei der Familie Schenk in Frutigen, diese führte eine Bäckerei-Konditorei mit Kaffeestube. Im Sommer 1948 lernte ich Heidi Knecht, meine zukünftige Frau kennen. Ihr Vater war Chef der Kantonspolizei des Amtsbezirks Frutigen und leitete mit seiner Frau zusammen das Bezirksgefängnis. Im Februar 1950 heiratete ich Heidi Knecht und wir bezogen eine eigene Wohnung im Dorf.
Meine Frau und ich arbeiteten tagsüber. Frühstück und Mittagessen bekam ich in der Bäckerei, so war ich zum

Heidi und Eduard Flükiger-Knecht

Abendessen zu Hause. Im November 1950 kam unsere Tochter Rosmarie und zwei Jahre später Marianne zur Welt. Ich suchte schon länger nach einer andern Arbeit. In Thorberg wurde mir eine Stelle als Gefängniswärter angeboten, doch ich hätte bei den Gefangenen essen müssen und ich wollte aber nicht mehr von der Familie getrennt sein. Im Herbst 1952 trug man mir eine Stelle am Konsum in Schönbühl an. Im Fraubrunnenamt gab es zu dieser Zeit keine freien Wohnungen und ich musste mich mit einem Zimmer begnügen. Auf den Frühling 1953 hätte ich ein Logis in Jegenstorf in Aussicht gehabt, aber dann kam die Sperre[1] und der Umzugstermin wurde auf den Herbst verlegt. Das galt auch für die umliegenden Dörfer, die alle unter Wohnungsnot litten. In dieser Situation riet mir mein Schwiegervater, selber zu bauen. Er gab uns einen Vorbezug, aus meiner ledigen Zeit hatte ich etwas Erspartes und die Bank sicherte uns einen Baukredit zu. Bereits anfangs Oktober 1953 zogen wir in unser neues Haus an der Lyssstrasse ein, auch wenn noch nicht alle Arbeiten fertiggestellt waren. Wir konnten zusammen wohnen und das war uns das Wichtigste.

Der Konsum Schönbühl an der alten Bernstrasse

Im Konsum begann meine Arbeit zwischen halb drei und drei Uhr morgens, am Freitag ging's die ganze Nacht durch. Die Woche über dauerte die Arbeitszeit bis gegen zwölf Uhr mittags, jedoch am Freitag musste man um zehn Uhr abends wieder anfangen. Insgesamt arbeitete ich rund 60 Stunden in der Woche. Mit Überstunden und Nachtzulagen kam ich auf einen anständigen Lohn. Das Grundgehalt lag 1953 bei 560 Franken, aber da gingen schon gut 200 Franken fürs Wohnen weg. Tiefe Löhne waren in der Lebensmittelbranche üblich: Milch und Brot sind Grundnahrungsmittel und man hielt die Preise möglichst tief. Ich weiss nicht, wie lange es ging, bis ein Kilo einen Franken kostete. Anfänglich lagen die Preise zwischen 30 und später 50 Rappen pro Kilo.
Man fand auch keine Stelle bei einem Bäckermeister,

---

[1] *Eigentlichen war es keine Sperre, sondern Mietern, denen die Wohnung auf den 1.Mai 1953 gekündigt worden war, erhielten einen Kündigungsaufschub von einem halben Jahr, damit sie nicht obdachlos wurden. Aus den Protokollen des Gemeinderats geht hervor, dass die Wohnungssituation tatsächlich kritisch war. Der Gemeinderat suchte das Gespräch mit den Hauseigentümern. Schliesslich gewährte der Kanton in Zusammenarbeit mit dem Bund einen halbjährigen Kündigungsaufschub. Das galt auch für mehrere Nachbargemeinden, so dass es für interessierte Zuzüger in der Gegend praktisch unmöglich war, eine leere Wohnung zu finden.*

ohne dass man Kost und Logis bei ihm bezog. Nur beim Konsum wurde ich einfach angestellt. Allerdings hatte ich mich verpflichten müssen, die Autofahrprüfung zu machen, um zeitweise als Chauffeur aushelfen zu können.
Im Oktober 1960 kam unsere dritte Tochter Therese und im Juni 1963 unser Sohn Jürg zur Welt. Wie froh waren wir jetzt, ein eigenes Haus für die ganze Familie und eine Arbeitsstelle in der Nähe zu haben. Im Konsum habe ich gut 20 Jahre als Bäcker gearbeitet. Anfänglich arbeiteten bis zu drei Personen in der Bäckerei: mein Chef, ich und zweitweise half auch noch der frühere Bäckermeister aus, der aus gesundheitlichen Gründen nun im Magazin tätig war. Die Bäckerei war ein umständlicher Betrieb. Da stand ein grosser Koloss von Backofen mit nur wenig Backfläche. Geheizt wurde er mit direkter Ölflamme, was zum Aufheizen sehr viel Zeit beanspruchte. In der Backstube blieb gerade mal noch Platz für zwei Mann.
Nach einem Jahr wurde die Scheune mit dem Pferdestall hinter dem Konsum abgerissen und eine neue, moderne Bäckerei errichtet mit zwei und später vier elektrischen Backöfen übereinander. Die Bäckerei entwickelte sich gut und am Schluss waren wir neun Angestellte. Zuletzt haben wir das ganze Gebiet beliefert: Zollikofen, Münchenbuchsee, Schüpfen, Krauchthal und Hindelbank. Neben dem Konsum gab es noch die Metzgerei Brönnimann sowie den Gemischtwarenladen Weber. Ferner existieren drei weitere Bäckereien im Dorf: eine im Oberdorf, eine andere im Unterdorf und eine dritte an der Solothurnstrasse. 1976 wurde die Bäckerei im Konsum geschlossen. Ich hätte in Bern am Fliessband arbeiten können, aber das wollte ich nach Möglichkeit nicht. Zum Glück war zur gleichen Zeit eine Abwartsstelle an der hiesigen Schule ausgeschrieben. Ich habe es mir lange und gründlich überlegt. Wozu habe ich denn alles gelernt und während der Zeit im Konsum noch die Meisterprüfung absolviert? Persönlich sah ich mich eigentlich immer nur als Bäcker. Der Gemeinderat hatte mich dann aber angerufen, ich sollte mich gleich melden, es gäbe noch andere Interessenten für die Abwartsstelle. So arbeitete ich noch 15 Jahre als Abwart. Das war eine schöne Zeit. Ich hatte einen guten Kontakt zu den Kindern und der Lehrerschaft, zudem konnte ich weiter im Dorf wohnen und arbeiten.
Ich habe in meinem Leben viel gearbeitet und arbeite heute noch, mit über 90 Jahren, gerne in Haus und Garten. Ich brauche die Arbeit, sie hält mich körperlich und seelisch gesund.

Die Herausgabe dieses Artikel wurde gefördert durch

Ueli der Beck

Zum Leben im Dorf und auf dem Bauernhof

Aufzeichnungen von Hans Mäder, geboren 1914, aus Engelberg (Dulliken) bei Olten, aufgewachsen in Mülchi, verheiratet mit Rosa Kurz aus Urtenen (Cousine von Jakob Kurz, Lehrer), Bauer auf dem elterlichen Betrieb seiner Frau und Vater zweier Kinder, verstorben 2003.

Vom Kerzenlicht und Petrollampen zum elektrischen Licht:

Nur mit Kerzenlicht zu leben, wäre heute unvorstellbar. Sturmlampen, Petrollampen und Tägeli (Petrollämpchen) kennen wir noch vom Hörensagen. Für diese Lampen galten strenge Vorschriften, zu gross war die Gefahr einer Feuersbrunst: Petroleum durfte bei Einbruch der Dämmerung nicht mehr eingefüllt werden.

Es war eine grosse Erleichterung, als der elektrische Strom auch in der Landwirtschaft Einzug hielt. Was heute streng untersagt ist, war damals üblich: frei hängende Leitungsdrähte in Wohnung, Stall und Scheune! Für die Beleuchtung wurde meist Schwachstrom verwendet, für Lampenbirnen musste eine Spannung von 25-40 Volt genügen. Bei den Elektromotoren, die nach und nach die Arbeit der Pferde übernahmen, galten strengere Vorschriften für die Installation und Isolation.

Von der Pferdepost zum Postauto

«Rösslipost» um 1922 im Kaltacker

«Ich erinnere mich noch gut, wie ich als kleiner Bub die Postkutsche bestaunte. Im Sommer fuhr die Kutsche 2-spännig und im Winter wegen des Schnees 4-spännig und mit einem melodischen Gebimmel; denn in der Dunkelheit reichte die spärliche Beleuchtung der Kerzenlampen kaum aus.»
Was für eine Veränderung, als eines Tages ein offenes Postauto mit grellem Hupton die Kutsche und das vertraute Posthorn ablöste! Das neue Postauto fuhr nun dreimal täglich. Die Postzustellung wurde zuverlässiger und die Leute bekamen Lust zu reisen.

Vom grossen Waschtag zur Waschmaschine

Es war Ehrensache und der Stolz jeder zukünftigen Bäuerin bei ihrer Heirat eine reichhaltige Wäscheaussteuer in die Ehe einzubringen.

Eine Wäscherin Foto pr

Zwei- bis dreimal im Jahr war Grosswaschtag. Dazu galt es, jeweils umfangreiche Vorbereitungen zu treffen:
Die Reifen der hölzernen Zuber mussten angetrieben, die Zuber mit Wasser gefüllt, der Waschherd und das erforderliche Holz bereitgestellt werden, damit die Bauersfrau die Wäsche vorkochen konnte. Aber auch die Waschbretter mussten gereinigt sowie Seife, Bürsten und die eigenen Waschmittel bereitgestellt werden. Morgens um sechs Uhr kamen zwei bis drei Frau-en zum Morgenessen auf den Bauernhof, danach begann die Schwerarbeit:
Die Wäsche wurde auf dem Waschbrett eingeseift und tüchtig eingerieben, geschlagen und eventuell ausgebürstet. Diese Arbeit dauerte den ganzen Tag: erst die Feinwäsche, dann die Bettwäsche, die Überkleider und dann die Halbleinenhosen.
Männersache war es, die Wäschehänge aufzustellen. Wäschestecken, etwa 2m lange Holzpfähle, wurden in den Boden gerammt und mit dem Wäscheseil bespannt. Je nach Umfang der gewaschenen Wäsche mass eine solche Wäschehänge 100 bis 300 Meter. Das Aufhängen der Wäsche aber war wiederum Frauensache. Ein Mann musste aber trotzdem immer zugegen sein, um das Feuer unter dem Waschherd nicht ausgehen zu lassen und hauptsächlich auch, um die sauber gewaschene Wäsche auf den Tragbahren zum Aufhängen zu bringen. Wäschebahren mir Rädern kamen erst später auf.
Es war wunderschön, zwei, drei Reihen saubere Wäsche im Wind flattern und trocknen zu sehen. Die grosse Wäsche, die vielfach zwei bis drei Tage dauerte, war erst zu Ende, wenn restlos alles sauber war.
War alles schön trocken, ging es ans Zusammenlegen und Versorgen von Anzügen und Leintüchern in den Schränken und Schubladen. Manchmal kam auch noch eine Glätterin zum Bügeln und Stärken der Hemden. Herrenhemden wurden vielfach in Kesseln mit Buchenlauge gewaschen, das Aschtuch war sprichwörtlich. Es war der Stolz der Männer – vor allem der älteren – Hemden mit gestärkter Hemdsbrust zu tragen.

Da sich die Seife in weichem Wasser besser löste, wurde dieses oft mit Hilfe von Asche (Buchenasche) weich ge-macht («das Buchen»). Die Wäsche wurde in den Zuber gefüllt, darüber das Aschtuch (ein großes feines Leintuch) ausgebreitet und mit gesiebter Asche bestreut. Über das Tuch mit der Asche wurde dann das heisse Wasser ge-gossen.

Wikipedia

Die gesamte Wäsche wurde am Vorabend in heissem Seifenwasser eingeweicht, die weisse und bunte Wäsche sowie die Arbeitskleidung wurden getrennt eingeweicht und gewaschen. Zunächst wurde die weisse Wäsche gewaschen; sie wurde gekocht und gestampft, dann aus dem Kessel/Topf genommen und im Zuber mit Kernseife durch Reiben, Walken und Schwenken gewaschen. Die übrige Wäsche wurde danach im selben Wasser gewaschen, Textilien aus Wolle zuletzt. Schliesslich wurde die Wäsche ausgespült und ausgewrungen.
Männersache war wieder, die Wäscheseile aufzuwickeln und die Waschstecken zu spitzen und zu versorgen. Über die lange Zeit bis zum nächsten Waschtag wurde die schmutzige Wäsche vielfach in selbstgewobenen Leintüchern eingepackt und im Gaden – möglichst vor Mäusen geschützt – aufgehängt. Der Waschtag war immer ein besonderer Tag. Wie an Erntetagen, so wurde auch an Waschtagen mit kräftigen Mahlzeiten aufgewartet.
Wie einfach geht es doch heute mit der Waschmaschine: Wäsche in die Trommel einfüllen, das erforderliche Waschmittel beigeben und den Anlassknopf drücken. Nach dem Waschen in saubere Wäsche in den Tumbler füllen und nochmals den Anlassknopf drücken. Vielfach muss sie Wäsche nicht mal mehr gebügelt werden.

Der Sattler auf der Stör

Englisch-Kummet oder Seletgeschirr

Um Unfällen möglichst vorzubeugen, musste das Lederzeug, wie z.B. Ackerkummet, Bündergeschirr, Englisch-Kummet (oder Seletgeschirr), kontrolliert, gewaschen und wenn nötig nachgenäht und geschmiert werden. Fragwürdige Zugstricke galt es zu ersetzen und Motorriemen, Glockenriemen, Schellenriemen und Transmissionsriemen mussten in gutem Zustand erhalten werden. Auch die Gamaschen der Karrer und Erdknechte hatte der Sattler zu inspizieren. So wurde der Sattler, alle zwei bis drei Jahre auf den Hof zur Stör gebeten. Galt es doch noch zusätzlich die vielen Betten aufzufrischen. Üblicherweise bleib der Sattler gleich einige Wochen auf dem Hof und ass am Familientisch mit. So gehörte er für diese Zeit praktisch zur Familie.

Impressum:

Herausgeber:	Arbeitsgruppe Ortsgeschichte
Text:	Max Mathys
Sponsor:	Egli Druck AG Urtenen-Schön-bühl
Druck:	Egli Druck AG Urtenen-Schön-bühl